

Henri Becque.

(Gestorben am 12. Mai 1899.)

Henri Becque ist der Stifter des modernen französischen Theaters gewesen. Hat vom Ende der Romantik, etwa seit 1848, bis zum Kriege Dumas die Bühne beherrscht, so ist in den letzten zwanzig Jahren, bis zum Chemineau und zum Cyrano, Becque ihr Regent gewesen. Nicht durch seine Stücke, die dem Publicum nicht gefielen, aber durch die Formel, die er geschaffen hat. Von dieser stammt das ganze Théâtre libre ab und was man die Comédie Rosse genannt hat. Wie ist er zu ihr gekommen? Was ist eigentlich seine Neuerung gewesen?

Bis auf Scribe war die französische Komödie immer eine Lektion geblieben. Immer wollte sie etwas demonstrieren: sei es eine Art von Leidenschaften (la comédie de caractères) oder die Wirkung gewisser Sitten auf den Menschen (comédie de mœurs) oder wie er durch Zufälle, im Spiele des Schicksals, verändert und bestimmt wird (comédie d'intrigue). Immer war sie „moralisch“, warnend oder ermahnend oder verspottend. Um aber zu wirken, hatte sie sich entschließen müssen, amüsant zu werden. Die Absicht des Dichters war immer irgend eine Belehrung, sein Mittel ein Amusement. Gleichsam wie ein Prediger, der freilich bekehren will, aber um die Leute in die Kirche zu ziehen, Anekdoten erzählen muß. Da trat Scribe auf, ließ den Zweck weg und machte das Mittel zum Zweck: ein Prediger, der auf das Predigen vergißt und nur noch Anekdoten erzählt. Daher sein ungeheurer Erfolg. Dumas war der erste, der sich wieder auf die Tradition bejann: auf das Lehren. In die Scribe'sche Formel der pièce bien faite hat er den alten moralischen Sinn zu bringen versucht. Aber freilich behutsam, auf allerhand Umwegen, immer besüchtend, die Leute könnten aus der Kirche wegbleiben. So kommt es, daß jedes seiner Stücke eigentlich aus zwei Stücken besteht: aus einem, auf das es dem Autor ankommt, das er sich aber kaum recht herzuzeigen traut, und aus einem anderen, das dem Autor eigentlich zuwider ist, aber auf das Publicum wirkt und jenes bei diesem gewissermaßen entschuldigen soll. Dabei betrügt der Autor das Publicum und das Publicum betrügt den Autor: jener schmuggelt in das amüsante Stück seine Sentenzen ein, dieses scheint mit ihm moralisch zu discutieren, während es sich doch nur unterhalten will. Mit der ganzen berühmten Kunst der „Präparationen“, auf die er so stolz gewesen ist, hat Dumas eigentlich nur sich selbst gepoppt. Durch sie meinte er das Publicum zu seinen Forderungen zu bekehren, während er es doch nur verblüffte. Es bewunderte seine Hand und deshalb ließ es sich seinen Geist gefallen. Es war doch eigentlich immer, wie wenn sich ein Prediger als Taschenspieler producieren, dann aber auf einmal, die gute Laune der Leute benützend, zu ihnen sagen würde: Nachdem ich jetzt so nett gewesen bin und soviel für Sie gethan habe, wäre es hübsch von Ihnen, wenn Sie dafür, mir zuliebe, sich bemühen wollten, etwas anständiger zu werden, nicht?

Da tritt Becque auf und will ein Prediger sein, nichts als ein Prediger, ohne Anekdoten. Er läßt sich mit den Sündern erst gar nicht ein. Er will nicht unterhalten, er will nicht gefallen, er will züchtigen. Die ganze Kunst der pièce bien faite wirft er weg und will von den „Arrangements“, von allen Geschicklichkeiten der Routine nichts wissen. Dazu sind wir nicht da, ruft er, sondern wir sollen eine moralische Lektion erteilen, das ist das Amt der Komödie! Weg mit den Anekdoten! Weg mit jeder Schmeichelei des Publicums! Nicht unterhalten, sondern züchtigen! Der Moralist schäme sich, ein Amüseur zu scheinen! Und so wendet er sich von der Formel des Scribe ab und stellt die alte Tradition wieder her: die Komödie von Molière. Das ist seine That gewesen: dieser große Revolutionär hat nur den alten Geist des französischen Theaters zurückgerufen.

Aber freilich, seine Moral ist nicht die von Molière. Er stellt eine Art, schlecht zu sein, dar und klagt sie an, die von keinem anderen Psychologen noch betrachtet worden ist. Wir waren gewohnt, uns unter schlechten Menschen solche zu denken, die wissen, was gut und was böse ist, aber sich mit einem gewissen Trost für das Böse entschieden haben, die das Böse wollen; oder solche, die wissen, was gut und was böse ist, und das Gute wollen, aber es nicht können, sondern durch geheimnisvolle Mächte verführt werden; oder gar solche, welchen, wie Thieren, das Wissen um gut und böse und jedes moralische Gefühl fehlt. Er aber stellt eine neue Art auf: Menschen, die das Gute und das Böse wissen, die das Gute wollen, die es auch können, nur in ihrer Sache nicht; wie sie in eigener Sache handeln, versagt gleichsam der ganze Apparat der sittlichen Empfindungen, in eigenen Sachen sind sie wie Thiere. Man darf sie nicht Heuchler nennen, denn sie glauben das selbst, was sie sagen. Sie glauben, tugendhaft und gut zu sein; in der Ruhe sind sie es auch, so lange sie nicht handeln; nur hat ihre Güte und ihre Tugend gar keine Macht über ihr Thun. Diese neue Art, schlecht zu sein, mit ihrer furchtbaren Unschuld, die sie so stark macht, wird er nicht müde in immer neuen Variationen zu zeigen. Sie ist seine große Entdeckung. Er staunt über sie, betrachtet sie

von allen Seiten und kann sie doch nicht erklären. Ja, sie wird ihm förmlich zum eigentlichen Geheimnis unseres Lebens. Was können wir gegen solche Menschen thun? Wie sollen wir uns wehren? Sie werden uns niemals verstehen. Sie wissen gar nicht, was wir denn von ihnen wollen. Sie sind ja mit unserer Moral einverstanden, sie bekennen sich selbst zu ihr, nur in ihrem Thun ist sie aufgehoben. Was ist das also für eine Moral, die so schwach geworden ist, daß man sie nicht einmal mehr zu verleugnen braucht?

Seine zwei großen Stücke, „Die Raben“ und „Die Pariserin“, stellen diese unbewußte und unverantwortliche Schlechtigkeit unschuldig böser Menschen dar. Ein Vater ist gestorben, wie Raben auf ein Fleisch fallen Wucherer auf die Witwe und die Waisen her. Es könnte sein, daß dies Leute wären, die entschlossen sind, gegen ihr sittliches Gefühl zu handeln, oder aber in welchen die Leidenschaft, reich zu werden, jedes Bedenken verschlingt. Keineswegs. Sie wissen, daß es Unrecht ist, Waisen zu vergewaltigen. Sie wären entrüstet, wenn man ihnen das zumuthen würde. Sie können sich das gar nicht vorstellen. Sie sind bei sich ganz sicher, daß sie das niemals thun werden. Aber sie thun es, ohne zu bemerken, daß sie es thun. Sie scheinen unfähig zu sein, ihre sittlichen Begriffe auf ihre eigenen Fälle anzuwenden. Wie sie zu handeln anfangen, hört ihr Gewissen zu functionieren auf. Ihre Sittlichkeit ist mit ihrem Thun nicht verbunden. Die handelnde Partie in ihnen ist gleichsam ein zweiter Mensch, ein anderer, der von dem denkenden und fühlenden nichts weiß. Ebenso in der „Pariserin“. Diese kleine, anmuthige und zärtliche Frau hat die strengste Moral. Sie ist fromm, sie verlangt, daß eine Frau ihrem Manne treu sein soll, sie hat Grundsätze. Dabei betrügt sie ihren Mann und betrügt auch ihren Liebhaber wieder, immer mit der größten Ruhe, mit dem reinsten Gewissen, mit einer schrecklichen Unschuld. Ist das möglich?, hat man gefragt. Aber betrachten wir doch die Menschen in der Nähe und wir werden erschrecken, wie sehr diese neue Art, schlecht zu sein, heute in der Mode ist. So kraße Beispiele mögen selten sein, aber machen wir das Exempel mit einem der kleinen Laster. Sehen wir uns die Menschen auf die Undankbarkeit hin an. Derselbe, der das Laster der Undankbarkeit schmäh, ja, wenn er es an anderen gewahrt, sich heftig entrüstet, wird in seinem eigenen Falle mit der größten Unschuld undankbar sein, ohne es auch nur zu merken, ohne es zu ahnen, ohne Reue. Der Faden zwischen unserer Sittlichkeit und unserem Handeln scheint abgerissen.

Diese Psychologie haben die „Jungen“ aufgenommen. Daraus ist die „Comédie rosse“ geworden. Ihr Wesen ist es, Menschen zu zeigen, die wie gute Menschen denken, wie gute Menschen fühlen, wie gute Menschen reden, alle Begriffe, alle Empfindungen und alle Worte guter Menschen haben, aber wie schlechte Menschen handeln. Man findet solche Personen heute sehr lustig, man hält das heute für einen neuen und besonderen Humor. Aber man wird vielleicht bald lernen, wie ernst es ist. Es ist das Ende unserer Moral. Was soll eine Moral, die so schwach geworden ist, daß sie selbst die Menschen, die ihr gehorchen, nicht mehr zu bestimmen vermag? Wie sehnen wir uns nach Gesetzen, die stark genug sein werden, uns zu zwingen!

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das lebensunfähige Cabinet Thun scheint nach fünfvierteljähriger Agonie nun doch schon bei der letzten Delung angelangt zu sein. Wenigstens die damit verbundenen Tröstungen, beziehungsweise Bertröstungen der Religion auf ein besseres Jenseits werden ihm von seinen politischen Beichtvätern bereits verabreicht. Der clericale Abgeordnete Dr. Ebenhoch sagt es im „Linzer Volksblatt“ geradezu heraus, daß der Sturz des Grafen Thun das Beste wäre, was derzeit noch für den Grafen Thun geschehen könnte. „Gibt Széll nach — so schreibt Dr. Ebenhoch — so ist das ein Erfolg des Cabinets . . . Gibt Ungarn nicht nach und fällt Thun über die Széll'sche Formel, so ist das ein so ehrenvoller Abgang, wie ihn bis jetzt noch kein Cabinet hatte . . . Er würde im Sturze der populärste Ministerpräsident, weil er Ungarn gegenüber steifen Nacken bewahrt hätte.“ Wenn also Graf Thun den Ehrgeiz hat, der „populärste Ministerpräsident Oesterreichs“ zu werden, dann muß er, nach seines Freundes Ebenhochs Rath, dazu schauen, daß er bald stürzt. Herr von Széll wird ihm sicher nicht durch voreilige Nachgiebigkeit diese seine einzige Ruhmeschance rauben.

Staatsmänner von hohem Geiste pflegen sich, wie man sagt, die Herzen aller „im Fluge“ zu erobern. Staatsmänner vom Niveau des Grafen Thun können das nur „im Sturz“ erhoffen. Es gibt angenehme Besucher, die man, wenn sie kommen, mit Liebenswürdigkeiten überhäuft; es gibt andere Besucher, denen man erst in dem Augenblicke Complimente macht, wenn sie gehen. Graf Thun gehört nach der Einschätzung seines besten Freundes Dr. Ebenhoch, zu der letzteren Kategorie. Sein Abgang wird zu den populärsten Regierungshandlungen österreichischer Minister gerechnet werden, weil seine Wirksamkeit so unpopulär gewesen ist, und in der Freude, daß man ihn los ist, wird man ihm gerne auch noch Dr. Ebenhochs animalisches Compliment vom „steifen Nacken“ mit auf den Weg geben.